

## Charisma, „Führung“ und Demokratie. Amerika-Bild und Amerika-Rezeption im liberalen Milieu der Weimarer Republik<sup>1</sup>

Gab es eine Amerika-Rezeption im Liberalismus der Weimarer Republik und wie unterschied sie sich von der Wahrnehmung der USA in anderen politischen Gruppierungen? Die Antwort auf diese Fragen fällt schwer, nicht zuletzt, weil der Liberalismus stärker fragmentiert war als die anderen großen und größeren politischen Bewegungen. Einfacher scheint eine Annäherung an eine Antwort zu sein, wenn man ein spezifisches Milieu im Feld des Liberalismus unter die Lupe nimmt. Im Folgenden sollen zwei ‚Flügel‘ des Naumann-Kreises<sup>2</sup> auf ihr Amerika-Bild hin untersucht werden: die Gruppe der Nationalökonomien, Unternehmer und Wirtschaftspublizisten um Gustav Stolper und den „Deutschen Volkswirt“ sowie die bürgerlichen Sozialreformer, soweit sie der Deutschen Demokratischen Partei (DDP) und später der Deutschen Staatspartei (DStP) angehörten oder nahestanden und/oder in der „Hilfe“, dem ‚Zentralorgan‘ des Naumann-Kreises, publizierten.

Mit Blick auf die generelle Tendenz der Amerika-Rezeption in der Weimarer Republik lässt sich als Eingangsvermutung formulieren, dass die Rezeption amerikanischer Verhältnisse im angesprochenen liberalen Milieu in etwa auf Äquidistanz zu den Extremen einer euphorischen Verklärung oder einer kulturkritischen Verdammung der USA blieb. Diese Haltung fiel auch deshalb leicht, weil unter den publizierenden Liberalen die Zahl derer, die über eine eigene Anschauung der USA verfügten, höher lag als im Durchschnitt der anderen politischen Milieus. Die gelassene Äquidistanz brachte Anton Erkelenz 1925 im Bericht über seine Amerika-Reise elegant zum Ausdruck, als er den Wolkenkratzern in New York City eine ästhetische Relevanz nicht bescheinigen wollte, aber einen Gewöhnungseffekt einkalkulierte, „wenn man sich bewußt bleibt, daß schließlich eine Seitengasse etwa in Regensburg nicht notwendig der einzige Höhepunkt städtischer Architektur

1 Der Text geht zurück auf einen Vortrag beim Theodor-Heuss-Kolloquium „Liberalismus in der Zwischenkriegszeit. Krise, Reform, Neuansätze“ am 19./20.3.2015 in Stuttgart. Eine frühere Version ist online unter [www.stiftung-heuss-haus.de/heuss-forum](http://www.stiftung-heuss-haus.de/heuss-forum) verfügbar.

2 Vgl. Ursula Krey: Der Naumann-Kreis. Charisma und politische Partizipation. In: Rüdiger vom Bruch (Hrsg.): Friedrich Naumann in seiner Zeit. Berlin 2000, S. 115-147.

zu sein braucht.<sup>3</sup> Die Relevanz der Amerika-Rezeption – die vom Diskurs über die postulierte oder tatsächliche ‚Amerikanisierung‘ Deutschlands zu trennen ist<sup>4</sup> – liegt darin, dass die in ihr implizit enthaltene ‚Messung‘ des Abstandes zwischen beiden Ländern zugleich auf die Kennzeichnung eines Spielraumes in den USA *und* eine Restriktionsanalyse der deutschen Verhältnisse hinauslief. Das gibt damit sowohl über ein erwünschtes (vorbildliches) als auch über das reale Handlungsfeld für Unternehmer und Sozialreformer in Deutschland Auskunft.

## I. Max Weber und Amerika

Nicht ohne Einfluss auf liberale Wahrnehmungen der USA war Max Weber, der auch aus eigener Anschauung über ein sehr klares Bild der USA verfügte. Für eine ausführliche Darstellung der Amerika-Rezeption bei Weber fehlt hier der Platz,<sup>5</sup> hingewiesen sei aber darauf, dass Weber den für seine Herrschaftssoziologie zentralen Begriff des „Charisma“ nicht ausschließlich aus der religiösen Sphäre abgeleitet hat, sondern dafür wesentliche Anregungen aus der Beobachtung der zeitgenössischen amerikanischen Politik und Wirtschaft gewann. Die Beschäftigung mit den USA verhalf Weber zu einer ergänzenden Deutung des ursprünglich als „spezifisch wirtschaftsfremd“<sup>6</sup> eingeschätzten Charismas. Am Beispiel des Eisenbahnunternehmers Henry Villard deutete Weber den Gegensatz von „Charisma und ‚Betrieb‘“:

„wenn Henry Villard zum Zweck eines auf der Börse durchgeführten Handstreichs auf den Aktienbesitz der Northern Pacific Railroad den berühmten ‚blind pool‘ arrangierte, sich vom Publikum ohne Angabe des Zwecks 50 Millionen Pfund zu einer nicht näher zu bezeichnenden Unternehmung erbat und auf sein Renommee hin ohne Sicherheitsstellung geliehen erhielt, so sind diese und ähnli-

- 3 Anton Erkelenz: Fabrikanten und Arbeiter in Amerika. In: Die Hilfe 20 v. 15.10.1925, S. 430 ff., hier S. 431.
- 4 Auf diesen Diskurs wird hier darum auch nicht weiter eingegangen; die beste knappe Zusammenfassung der Diskussion bietet Philipp Gassert: Was meint Amerikanisierung? Über den Begriff des Jahrhunderts. In: Merkur 54 (2000), S. 785-796; vgl. auch Egbert Klautke: Unbegrenzte Möglichkeiten. „Amerikanisierung“ in Deutschland und Frankreich (1900-1933). Stuttgart 2003.
- 5 Vgl. Wolfgang J. Mommsen: Die Vereinigten Staaten von Amerika. In: Ders.: Max Weber. Gesellschaft, Politik und Geschichte. Frankfurt am Main 1974, S. 72-96, 246-250. Mommsen weist explizit darauf hin, dass der Blick in die USA Weber dabei half, die „spezifischen Mängel gerade der deutschen Gesellschaft seiner Zeit klarer zu erfassen“ (S. 96). Vgl. auch Lawrence A. Scaff: Max Weber in America. Princeton 2011. In den meisten Weber-Biographien wird der USA-Erfahrung ein prominenter Platz eingeräumt, vgl. zuletzt Jürgen Kaube: Max Weber. Ein Leben zwischen den Epochen. Berlin 2014, S. 190-209.
- 6 Max Weber: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie (1922). Tübingen 1985, S. 142.

che Erscheinungen eines grandiosen Beutekapitalismus und einer ökonomischen Beutegefolgschaft in ihrer ganzen Struktur, ihrem 'Geist' nach, grundverschieden von der rationalen Leitung eines regulären großkapitalistischen 'Betriebs', gleichartig dagegen den ganz großen Finanz- und Kolonialausbeutungsunternehmen und dem mit Seeraub und Sklavenjagd vermengten 'Gelegenheitshandel', wie es sie seit den ältesten Zeiten gegeben hat. Das Verständnis der Doppelnatur dessen, was man 'kapitalistischen Geist' nennen kann, und ebenso das Verständnis der spezifischen Eigenart des modernen, 'berufsmäßig' bürokratisierten Alltagskapitalismus ist geradezu davon abhängig, daß man diese beiden, sich überall verschlingenden, im letzten Wesen aber verschiedenen Strukturelemente begrifflich scheiden lernt.<sup>7</sup>

In Theodore Roosevelt sah Weber das herausgehobene Beispiel eines zeitgenössischen charismatischen Politikers; die Passagen in „Wirtschaft und Gesellschaft“, die um 1912 herum entstanden, setzen Roosevelt dem ‚Betrieb‘ der Parteien entgegen und entwickeln ein schlüssiges Verständnis des amerikanischen Parteienwesens, das Weber – vor allem in Gestalt der sogenannten ‚machine‘ – als streng bürokratisiertes Gebilde erscheinen musste:

„Steht ein ‚Held‘ zur Verfügung, so sucht er die Herrschaft der Parteitechniker durch Oktroyierung plebiszitärer Designationsformen, unter Umständen durch Umgestaltung der ganzen Nominationsmaschinerie zu brechen. [...] Jede Erhebung des Charisma bedroht daher den regulären Betrieb. [...] Die Kastrierung des Charisma gelingt dem Parteibetrieb in der Regel leicht und wird [...] immer wieder gelingen, weil eben die Kontinuirlichkeit des fachmännischen Betriebes als solchen taktisch auf Dauer der emotionalen Heldenverehrung überlegen bleibt. Nur außerordentliche Bedingungen können dem Charisma über den Betrieb zum Siege verhelfen.“<sup>8</sup>

Gerade die Fragilität des Charismas in einer etablierten Demokratie hat Weber wohl davon abgehalten, über Charisma primär *als politische Gefahr* nachzudenken. Für ihn bildete das personalplebiszitäre Momentum jedoch eine der Möglichkeiten, Gesellschaften „offen“ zu halten.<sup>9</sup> Webers Interesse am Charisma rekurrierte auf dessen *defensive* Funktion im Augenblick der Herrschaft durch Bürokratie und Maschine.<sup>10</sup>

7 Ebd., S. 659. Moritz Julius Bonn: Prosperity. Wunderglaube und Wirklichkeit im amerikanischen Wirtschaftsleben. Berlin 1931 operiert implizit auf der Basis dieser „sich verschlingenden Strukturelemente“.

8 Weber: Wirtschaft und Gesellschaft (wie Anm. 6), S. 668 f.

9 Mommsen: Amerika (wie Anm. 5), S. 90.

10 Zum Komplex Weber, ‚Charisma‘ und ‚Führerdemokratie‘ vgl. Wolfgang J. Mommsen: Zum Begriff der „plebiszitären Führerdemokratie“. In: Ders.: Max Weber (wie Anm. 5), S. 44-71, 235-246. Die durch Mommsen ausgelöste Debatte resümiert Stefan Breuer: Bürokratie und Charisma. Zur politischen Soziologie Max Webers. Darmstadt 1994, S. 161-175.

## II. Krisenhafte Situation des deutschen Bürgertums in der Weimarer Republik

Weber blieb ohnehin skeptisch, was den Prozess der Veralltäglichen des Charismas und die Aussichten einer dauernden ‚Korrektur‘ der Bürokratie durch charismatische Widerlager betraf. Gerade der politische Betrieb der USA zwischen dem Ende der Präsidentschaft Woodrow Wilsons und der Ära Franklin D. Roosevelts bot dann auch wenig Hoffnungen auf „außerordentliche Bedingungen“: Die Präsidenten Warren G. Harding (1920-23) und Calvin Coolidge (1923-29) waren noch nicht einmal ‚kastrierte‘ Charismatiker, sondern Repräsentanten des republikanischen Parteiestablishments.<sup>11</sup> Und der durchaus eigenständige und innovative Präsident Herbert Hoover (1929-33) scheiterte an der Großen Depression der Jahre nach 1929, an seinem Unwillen zu einer Politik der staatlichen Intervention in die Wirtschaft, aber auch an seinem Unwillen zur Popularität.

Gleichwohl aber sorgte die scheinbar anhaltende Prosperität in den USA – vor allem im Kontrast zur dauernd krisenhaften Ökonomie im Deutschland der 1920er Jahre – dafür, dass sich in vielen Milieus ein Bild von Amerika einstellte, das das Land ganz grundsätzlich als eines mit „außerordentlichen Bedingungen“ ansah: Bedingungen, die, wenn nicht (mehr) in der Politik, so doch im weiten Feld der *Gesellschaft* Charisma und „Führer“ – ein Begriff, der in Webers Charisma-Definition nicht ohne Grund am Schluss des Satzes erscheint<sup>12</sup> – zuließen, weil Spielräume vorhanden blieben, die in Deutschland nicht (mehr) vorhanden waren – jedenfalls nicht aus der Sicht der dem Liberalismus zugeneigten Teile des Bürgertums und schon gar nicht *für* jenes Bürgertum. Der Erste Weltkrieg hatte dem Komplex ‚Bürgertum‘ – verstanden als Vergesellschaftung der Mittelschichten<sup>13</sup> – viel Schaden zugefügt und zugleich längerfristig angelegte Tendenzen der Beschränkung der Spielräume akzentuiert. Die Schrumpfung der Realeinkommen vor allem im Bildungsbürgertum und die Vermögensverluste sowohl durch die ‚verlorene Wette‘ der Kriegsanleihen als auch durch die Inflation reduzierten die Basis

- 11 Vgl. Moritz J. Bonn: Die Kultur der Vereinigten Staaten von Amerika. Berlin 1930, S. 87: „Sie (die amerikanischen Parteien, M. G.) ziehen einen Biedermeier, der Gemeinplätze von sich geben und durch freundliches Lächeln Herzen gewinnen kann, stets einem bedeutenden Mann vor.“
- 12 Weber: Wirtschaft und Gesellschaft (wie Anm. 6) S. 140: „‘Charisma‘ soll eine als ausseralltäglich geltende Qualität einer Persönlichkeit heissen, um derentwillen sie als mit übernatürlichen oder übermenschlichen oder mindestens spezifisch außeralltäglichen, nicht jedem anderen zugänglichen Kräften oder Eigenschaften begabt oder als gottgesandt oder als vorbildlich und deshalb als ‚Führer‘ gewertet wird.“
- 13 Vgl. die klassisch gewordene Analyse von M. Rainer Lepsius: Zur Soziologie des Bürgertums und der Bürgerlichkeit. In: Jürgen Kocka (Hrsg.): Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert. Göttingen 1987, S. 79-100.

eines tradierten Lebensstils und die „Fähigkeit zur ritualisierten Praktizierung sozialer Distanz“. <sup>14</sup> Die ohnehin schmale Gruppe des Bildungsbürgertums – Hans-Ulrich Wehler schätzt sie auf einen Anteil von 0,8 Prozent der Gesamtbevölkerung <sup>15</sup> – konnte nur noch mit Mühe ihre normsetzende Funktion für die Gesamtgesellschaft und ein damit einhergehendes Selbstbild aufrecht erhalten: Die Pluralisierung der öffentlichen Meinung und der Kultur in der Weimarer Demokratie, der Prestigeverlust der höheren Beamten-schaft durch die gewachsene Bedeutung der Parteien und Verbände, ihrer Berufspolitiker und Funktionäre, sowie die Entstellung des neuhumanistischen Bildungsideals, die der Krieg verursacht hatte, verringerten die Geltungskraft des Bildungsbürgertums.

Erschwert wurde die Situation auch für die Bürgerliche Sozialreform, die seit dem 19. Jahrhundert den Nukleus (links)liberaler Wohlfahrtspolitik gebildet hatte und bis weit in die zwanziger Jahre hinein die DDP als den gegebenen politischen Resonanzraum ansah. Bürgerliche Sozialreform meint dabei mehr als nur die vereinsbasierte Organisationsform bürgerlicher Fürsorge und Wohlfahrtspolitik: Mit dem Begriff kann vielmehr ein Ensemble aus Mentalität und Handeln umschrieben werden, das vom einfachen Impuls der Gabe im Sinne der unmittelbaren Wohltätigkeit in der Begegnung mit den Armen bis hin zum Einsatz der Sozialreform als Machtinstrument der politischen Aktionsgemeinschaft des liberalen Bürgertums reichte. Für jene Bildungsbürger, die im Feld der Sozialreform tätig waren, gab es eine Reihe von Problemen: <sup>16</sup>

- (a) Manifest wurde ein politischer Kontrollverlust im Augenblick der Revolution 1918/19. Der alte Nexus aus bürgerlicher Herrschaft in den Kommunen und Dominanz in der Wohlfahrtspolitik hatte sich schlagartig aufgelöst. Die Demokratisierung der Verwaltung als eine gesellschaftspolitische Konsequenz der Revolution bedeutete natürlich, dass das bürgerliche Monopol unter den städtischen Armenpflegern gebrochen wurde.
- (b) Die Vermögensverluste, die aus der Inflation resultierten, trafen die Bürgerliche Sozialreform auf dreifache Weise: durch den Verlust der Stiftungsvermögen, durch das Abschmelzen der Privatvermögen gerade jener Gruppen, die, wie die „Rentiers“, oft seit Jahrzehnten das stabile finanzielle Rückgrat der Bürgerlichen Sozialreform gebildet hatten, und durch den Personalabbau in den öffentlichen Verwaltungen.

14 Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Bd. 4: Vom Beginn des Ersten Weltkriegs bis zur Gründung der beiden deutschen Staaten 1914-1949. München 2003, S. 294.

15 Ebd., S. 285.

16 Das Wirtschaftsbürgertum kam im Ganzen etwas besser ‚über die Runden‘. Auch wenn hier die materiellen Einbußen geringer ausfielen als im Bildungsbürgertum (oder auch nur besser verkraftet werden konnten), so gab es dennoch Beschränkungen anderer Art: Der

(c) Ein weiteres Krisenphänomen der Bürgerlichen Sozialreform entstand schon in der Vorkriegszeit, gewann aber während des Krieges und dann durch die politischen Veränderungen nach 1918 an Fahrt und kann mit den Begriffen „Vertrusting“ und „Konfessionalisierung“ gekennzeichnet werden. Der Aufbau leistungsfähiger und politisch gut vernetzter Wohlfahrtsverbände, vor allem in Gestalt der Inneren Mission und der Caritas, nach 1919 auch der sozialdemokratischen Arbeiterwohlfahrt, brachte die hochgradig fragmentierte Vereinslandschaft der Bürgerlichen Sozialreform in Bedrängnis.

Diese krisenhafte Konstellation des Bürgertums und der Bürgerlichen Sozialreform bildete die Ursache für die Abkehr des Bürgertums von „liberalen Leitbildern“, die wiederum die Voraussetzung für die „Dekomposition“ des Liberalismus und den Verfall der liberalen Parteien, vor allem der DDP/DStP, war.<sup>17</sup> Freilich lässt sich auch eine Wechselwirkung vermuten: Dass in der Weimarer Republik keine „zielbewußte Bürgertumspartei“<sup>18</sup> entstand und dem Bürgertum somit keine politische ‚Fassung‘ erwuchs, hat die politische Dekomposition des Bürgertums auch befördert. Der hoffnungsvolle Anfang der DDP 1919, die gerade durch ihren Versuch einer *delicate balance* aus Bildungs- und Wirtschaftsbürgertum prädestiniert gewesen wäre (und ja wohl auch die Absicht hatte), eine demokratische Bürgertumspartei zu bilden, war schon ein Jahr später, mit dem schwachen Ergebnis bei den Reichstagswahlen 1920, erledigt – nicht zuletzt auch deshalb, weil sich mit der

Einfluss der Gewerkschaften, die anfängliche Zentralarbeitsgemeinschaftspolitik und die gewachsene Bedeutung der Staatsintervention (unter Einschluss der staatlichen Schlichtung in Arbeitskämpfen) engten den Spielraum des unternehmerischen Handelns ein, vgl. Wehler: Gesellschaftsgeschichte Bd. 4 (wie Anm. 14), S. 290-293. – Arbeiten zur Geschichte des Bürgertums in der Weimarer Republik sind nach wie vor rar, da die Zwischenkriegszeit in den beiden großen Forschungsprojekten zur Geschichte des Bürgertums, die an den Universitäten Bielefeld und Frankfurt am Main angesiedelt waren, nicht im Mittelpunkt des Interesses stand. Neben dem großen Problemaufriss von Hans Mommsen: Die Auflösung des Bürgertums seit dem späten 19. Jahrhundert. In: Kocka (Hrsg.): Bürgertum (wie Anm. 13), S. 288-315 sind zu nennen: Christian Jansen: Professoren und Politik. Politisches Denken und Handeln der Heidelberger Hochschullehrer 1914-1935. Göttingen 1992; Rainer Fattmann: Bildungsbürger in der Defensive. Die akademische Beamtenschaft und der „Reichsbund der höheren Beamten“ in der Weimarer Republik. Göttingen 2001; Michael Schäfer: Bürgertum in der Krise. Städtische Mittelklassen in Edinburgh und Leipzig von 1890 bis 1930. Göttingen 2003; Moritz Föllmer: Die Verteidigung der bürgerlichen Nation. Industrielle und hohe Beamte in Deutschland und Frankreich 1900-1930. Göttingen 2002. Für die *haute bourgeoisie* exemplarisch Theodor Heuss: Robert Bosch. Leben und Leistung. Tübingen 1946, S. 512-620.

17 Der Begriff der „Dekomposition“ bei Jürgen C. Heß: Wandlungen im Staatsverständnis des Linksliberalismus der Weimarer Republik 1930 bis 1933. In: Karl Holl (Hrsg.): Wirtschaftskrise und liberale Demokratie. Das Ende der Weimarer Republik und die gegenwärtige Situation. Göttingen 1978, S. 46-88, hier S. 46. Zur Sequenziertheit von Leitbildverfall und Parteiverfall vgl. Dieter Langewiesche: Liberalismus in Deutschland. Frankfurt a. M. 1988, S. 283.

18 Wehler: Gesellschaftsgeschichte Bd. 4 (wie Anm. 14), S. 309.

nicht am Weimarer Gründungskonsens teilhabenden rechtsliberalen Deutschen Volkspartei (DVP) die traditionelle Spaltung des deutschen Liberalismus in einen rechten und einen linken Flügel reproduziert hatte. Am Ende der Weimarer Republik war der Liberalismus, wie Hans Rosenberg es in seiner Kölner Antrittsvorlesung im Januar 1933 formulierte, zu einem „politischen Konventikelwesen und zu einer Privatangelegenheit versprengter Individualisten herabgesunken“.<sup>19</sup>

### III. Amerika-Bild und Amerika-Rezeption im „Deutschen Volkswirt“

Die Krise der sozialen Trägerschicht(en) des Liberalismus aber entband die nach wie vor an liberalen Leitbildern interessierten Individualisten nicht davon, nach Ressourcen für eine Stabilisierung der eigenen politischen Praxis oder gar eine Regeneration des Liberalismus zu suchen. „Amerika“ bildete eine solche Ressource. Die Rezeption der USA als Wirtschaftsmacht in den Spalten des „Deutschen Volkswirt“, der 1926 von Gustav Stolper gegründet worden war, und der „Hilfe“ war dabei von der Vorstellung großer ‚Spielräume‘ beherrscht.<sup>20</sup> Das Interesse einer volkswirtschaftlichen Zeitschrift an den USA ist angesichts der Bedeutung, die die USA vor allem für die Stabilisierung der deutschen Ökonomie nach 1924 und die politische Bewältigung des Reparationsproblems einnahmen, nicht erstaunlich. Gleichwohl sind die USA immer auch mehr als nur eine Volkswirtschaft unter anderen: Amerika wird stets ‚grundsätzlicher‘ analysiert als etwa Großbritannien oder Frankreich, es wird – bei aller ‚Verwandtschaft‘ – als Land mit der stärksten möglichen Differenz zu den europäischen Verhältnissen verstanden, kurz: Amerika wird ein Modellcharakter zugeschrieben.<sup>21</sup> Kapitalismus war Konsens in den USA – und das musste die Wirtschaftspolitik im „Deutschen Volkswirt“ beeindrucken, zumal in der DDP materielle Interessen nicht konsensstiftend, sondern desintegrierend wirkten.<sup>22</sup> Die Zustimmung zur prinzipiellen ökonomischen Aufstellung der USA ist in nahezu allen Artikeln spürbar, nicht zuletzt deshalb, weil, wie es der deutsche Generalkonsul in Chicago, Hugo Ferdinand Simon, in einer Artikelserie 1931/32 formulierte,

19 Ewald Grothe: Hans Rosenberg und die Geschichte des deutschen Liberalismus. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 62 (2014), S. 108-138, hier S. 136.

20 Zu Stolper und Naumann vgl. Theodor Heuss: Erinnerungen 1905-1933. Tübingen 1963, S. 202.

21 Vgl. Marcus Gräser: Modell Amerika. In: Europäische Geschichte Online (EGO), hrsg. vom Institut für Europäische Geschichte (IEG), 2010-12-03. URL: <http://www.ieg-ego.eu/graeserm-2010-de> URN: urn:nbn:de:0159-20101025202.

22 Vgl. Heß: Wandlungen (wie Anm. 17), S. 56, sowie Langewiesche: Liberalismus (wie Anm. 17), S. 219 u. 283.

„das von dieser Industrie entwickelte System [...] der Gesamtrichtung der heute gegebenen wirtschaftlichen Notwendigkeiten am besten entspricht und daß der Kapitalismus mit den von dieser Industrie entwickelten Methoden gegenüber den bolschewistischen Ideen am wirkungsvollsten verteidigt wird.“<sup>23</sup>

Diese Einschätzung teilte auch Erkelenz, der im Ergebnis seiner Amerika-Reise 1925 geschrieben hatte: „Gewiß erlebt hier der Kapitalismus oder, was eigentlich der richtige Begriff ist, die großindustrielle Organisation ihre höchsten Triumphe“.<sup>24</sup>

Woher rührte dieses Bild – und warum blieb diese Einschätzung auch dann noch stabil, als die USA in der größten ökonomischen Krise ihrer Geschichte steckten? Zunächst beeindruckte die amerikanische Wirtschaft natürlich durch die Prosperität, die sich aus der Sicht des krisengeschüttelten Europa fast grenzenlos ausnehmen musste, zumal sie auch den sozialen Konflikt stillgelegt zu haben schien, nicht zuletzt durch den immer wieder beschriebenen Nexus aus hohen Löhnen und der damit verbundenen Konsumkraft breiter Schichten der Bevölkerung.<sup>25</sup> Allein der Erfolg – und das Unbestrittensein – der amerikanischen Ausprägung des Kapitalismus rückten die USA in die Modellfunktion. Darüber hinaus aber war es ein bestimmtes Merkmal der amerikanischen Wirtschaftsordnung, das bei deutschen Liberalen auf großes Interesse stoßen musste: das – auch in der Krise (bis 1933) nicht veränderte – Verhältnis von Wirtschaft und Staat. Herbert von Beckerath, Volkswirt und Professor der Staatswissenschaften an der Universität Bonn, wies 1927 darauf hin, „daß die Wirtschaft in den Vereinigten Staaten viel weniger als in Europa und vor allen Dingen in Deutschland Objekt der Staatspolitik ist“.<sup>26</sup> Beckeraths Analyse blieb aber bei diesem bekannten Sachverhalt nicht stehen, insofern er durchaus ein Widerlager für die Wirtschaft sah, das aber eben nicht in Gestalt des Staates als „Deus ex machina, geheiligt in seiner Autorität durch eine Staatsphilosophie“ daherkam, sondern als „public opinion“: Nicht der Staat trete wirtschaftlichen Einzel- und Gruppeninteressen entgegen, sondern die öffentliche Meinung, für die der ‚Staat‘ einer unter möglichen Agenten sein könne – jedenfalls sei der ‚Staat‘ nur so mächtig, wie es die öffentliche Meinung zulasse.<sup>27</sup> In Beckeraths Analyse werden die Ursachen für die Singularität des amerikanischen Kapitalismus in der Gesellschaft und in der persönlichen Disposition des Ameri-

23 H.F. Simon: Amerikas Industriesystem III. In: Der Deutsche Volkswirt 6 (1931/32), S. 251-254, hier S. 254.

24 Anton Erkelenz: Amerikanische Reiseeindrücke. 1. Die Sommerschule von Chautauqua. In: Die Hilfe 19 v. 1.10.1925, S. 413 ff., hier S. 413.

25 Vgl. Erkelenz: Fabrikanten (wie Anm. 3), S. 431 f.

26 Herbert von Beckerath: Gesellschaft und Wirtschaft in Amerika und Deutschland (Teil 1). In: Der Deutsche Volkswirt 2 (1927/28), S. 111-115, hier S. 111.

27 Alle Zitate ebd.



kaners aufgefunden, und hier sind sie in einer Weise vorherrschend, dass eine Alternative zu dieser Wirtschaftsordnung auch nicht im Ansatz erkennbar war:

„Die technisch interessierte, rechenhafte und spekulative Mentalität der Amerikaner prädestiniert sie geistig zum Kapitalismus. Die ungeheuren praktischen Erfolge kapitalistisch organisierter Arbeit in dem von der Natur gesegneten Lande scheinen ernstliche Zweifel an der Güte dieser Wirtschaftsordnung und Gesellschaftsordnung auszuschließen.“<sup>28</sup>

Einher damit ging, in den Augen Beckeraths, ein Aufbau der Gesellschaft, in dem nur die Hierarchie des „persönlichen Erfolges“ zulässig sei, was die soziale Mobilität in einem in Europa unbekanntem Maß ermöglichen sollte. Ein traditionelles Motiv der Amerika-Analyse fügt auch Beckerath an dieser Stelle seiner Deutung ein: den Hinweis auf die „Jugend des Volkes“, auf „die frische Initiative, die den Amerikanern als einem echten Pioniervolk allgemein eigen ist“. Wenn das auch eher zur typischen Folklore der Amerika-Wahrnehmung gehörte, so bildete die Vorstellung einer „geringen Differenziertheit“ der amerikanischen Kultur, die eine „uniforme Lebensgestaltung“<sup>29</sup> mit sich bringe, ein wichtiges Versatzstück in der Erklärung des wirtschaftlichen Erfolges, soweit dieser sich der Durchsetzung der Konsumgesellschaft verdanke.

An dieser Stelle griff die Analyse des Heidelberger Nationalökonomens Carl Brinkmann ein, der in einem Artikel im „Deutschen Volkswirt“ über das amerikanische „Kultursystem“ 1929 vom „Spartanertum“ der Amerikaner schrieb, von der „Uniformität der Massenbevölkerung“, die zur „Uniformierung des amerikanischen Wirtschaftsbedarfs unter dem Diktat standardisierter Gewerbe“, das heißt zum Konsum führe, den Brinkmann als „Massenluxus“ bezeichnete.<sup>30</sup> Mit Einschätzungen wie der einer „geringen Differenziertheit“ der amerikanischen Kultur und Begriffen wie „Uniformität“ bewegten sich Beckerath und Brinkmann in einem diskursiven Feld, das deutliche Schnittmengen mit konservativen Amerika-Deutungen aufwies. Aber während in der konservativen Szene aus solchen Einschätzungen heraus eine kulturkritische Verachtung der USA erwuchs, sahen die Liberalen in der amerikanischen „Uniformität“ nicht die Tendenz zur Erstarrung oder zur sozialen Schließung, sondern Dynamik und Spielräume. Aber wofür? Die primäre Orientierung im „Deutschen Volkswirt“ zielte, wie Stolper es beschrieb, auf „die Stärkung aller Kräfte der Konkurrenz gegen die vordrin-

28 Ebd., S. 112.

29 Ders., *Gesellschaft und Wirtschaft in Amerika und Deutschland* (Teil 2). In: *Der Deutsche Volkswirt* 2 (1927/28), S. 146-149, hier S. 147.

30 Carl Brinkmann: *Vom amerikanischen Kultursystem*. In: *Der Deutsche Volkswirt* 3 (1928/29), S. 923-926, hier S. 924 f.

genden und überwuchernden Monopoltendenzen“.<sup>31</sup> Das ging mit der „bewußten, positiven Anerkennung der staatlichen Aufgabe in der Wirtschaft“<sup>32</sup> einher, favorisierte dabei aber doch das private Unternehmertum – aus der 1928 formulierten Erkenntnis heraus, „daß in allen Industriezweigen die blühendsten Unternehmungen just die sind, die heute noch unter privatkapitalistischer Führung stehen und im wesentlichen im Familienbesitz sind“.<sup>33</sup>

Für derlei Führung schien die USA natürlich ein Paradies zu sein, nicht nur aufgrund von emblematischen Figuren wie Henry Ford,<sup>34</sup> die in Deutschland stets mit großer Prominenz besprochen wurden. Viel interessanter für den „Deutschen Volkswirt“ aber war die Beobachtung eines Amalgams aus politischer und wirtschaftlicher Führung, das vor allem in der Hoch-Zeit der Rationalisierung in den USA zu greifen schien: Beckerath beschrieb die Rolle der Secretaries (Minister) Herbert Hoover (Handel, später Landwirtschaft) und Andrew Mellon (Finanzen): „(W)enn man sich mit Bankiers, Industriellen oder Volkswirten über die Tätigkeit Mellons und Hoovers unterhält, so hat man aus den Ausführungen des Gegenüberstehenden nie den Eindruck, daß von einem Staatsbeamten die Rede ist, sondern immer werden diese Männer neben und vor Ford, Filene, Hurley und anderen in die erste Reihe der konstruktiven Wirtschaftsführer Amerikas gestellt.“<sup>35</sup> Aus solcher Sicht waren die Erwartungen an Hoover, der 1928 zum Präsidenten gewählt wurde und 1929 das Amt antrat, außerordentlich hoch: Fritz Demuth, Syndikus der Berliner Industrie- und Handelskammer, schrieb unmittelbar nach der Wahl des neuen Präsidenten, dass dieser „die Prosperität des Landes in einem Maße gefördert [hat], das über menschliche Kräfte hinauszugehen scheint“.<sup>36</sup> Die Begeisterung für Hoover (in Verbindung mit einem dann gelegentlich eben doch nur oberflächlichen Verständnis der Gegebenheiten) führte aber auch zu Missverständnissen: Während Beckeraths Kennzeichnung der Rationalisierung als „sozialer Kapitalismus“<sup>37</sup> noch als Euphemismus durchgehen konnte, gab Erkelenz 1925 ein Beispiel für ein noch nicht vollständiges Bild der Rationalisierungsbewegung, als er dem Handelsminister Hoover zwar bescheinigte, ein „entschiedener Vertreter des großindustriellen Individualismus, des Privatbesitzes an Produktionsmitteln“

31 Gustav Stolper: Zwischen freier und gebundener Wirtschaft. In: Der Deutsche Volkswirt 2 (1927/28), S. 1295ff., hier S. 1297.

32 Ebd.

33 Ders.: Sozialistische oder liberale Wirtschaftsdemokratie? in: Ebd., S. 1695-1698, hier S. 1696.

34 Vgl. P. Friedmann: Ford und Wir. In: Ebd., S. 338 ff.

35 Beckerath: Gesellschaft (wie Anm. 26), S. 114.

36 Fritz Demuth: Amerikanische Stimmungen. In: Der Deutsche Volkswirt 3 (1928/29), S. 235-238, hier S. 237.

37 Beckerath: Gesellschaft (wie Anm. 26), S. 112.

zu sein,<sup>38</sup> ihm zugleich aber auch attestierte, „Planwirtschaft“ zu betreiben und ihn in eine Reihe mit den Neuordnungsversuchen der deutschen Wirtschaft 1918/20 stellte: „Es ist interessant, daß dieser Teil der tausendmal verfluchten Wissellschen Planwirtschaft ausgerechnet im Lande des schärfsten kapitalistischen Individualismus von der Regierung geführt und gefördert wird.“<sup>39</sup> Die tatsächliche Modernität von Hoovers Politik, der mit der Vorstellung eines „associative state“, in dem Wirtschaft und Staat auf der Basis einer Selbstverwaltungsidee miteinander kooperieren sollten,<sup>40</sup> eine zeitgemäße liberale Antwort auf die Steuerungs- und Rationalisierungsprobleme der Wirtschaft geben wollte, zerschellte aber an der Großen Depression der Jahre nach 1929: Die Rolle als vorsichtiger Moderator, die Hoover dem Staat zugedacht hatte, reichte nicht aus, um der Wirtschaftskrise Herr zu werden. Ein in die Wirtschaft intervenierender Staat aber war für Hoover unerwünscht und blieb seinem Nachfolger Franklin D. Roosevelt überlassen. Dass Hoover scheiterte, markierte – deutlicher noch als die Wirtschaftskrise per se – das Ende oder mindestens die starke Einschränkung der Spielräume in den USA.

#### IV. Das Amerika-Bild und die Amerika-Rezeption in der Bürgerlichen Sozialreform

Die Amerika-Rezeption unter den bürgerlichen Sozialreformern war *der Tendenz* nach strukturanalog zum Echo, dass die USA in der liberalen Wirtschaftspublizistik gefunden hatten. Für jene Generation von Sozialreformern, die stark von Friedrich Naumann geprägt worden war und in den Jahren der Weimarer Republik in unterschiedlichsten Positionen Verantwortung in Sozialpolitik und Wohlfahrtspflege übernahm – und dies meist mit einer Mitgliedschaft in der DDP verband –, war die Suche nach Spielräumen in den dauernd krisenhaften Szenarien der Wohlfahrtspolitik der Nachkriegszeit zwingend. Auch hier richtete sich ein mehrheitlich bewundernder Blick auf die USA: Zahlreiche Reise- und Erfahrungsberichte erschienen, darunter prominent Alice Salomons „Kultur im Werden. Amerikanische Reiseeindrücke“ aus dem Jahr 1924, und umfänglich fiel die Amerika-Rezeption auch in den sozialreformerischen Fachzeitschriften aus. Was faszinierte an den USA

38 Anton Erkelenz: Die Tragödie der Vergeudung. In: Die Hilfe 24 v. 15.12.1925, S. 491 f.

39 Ders.: Dreißig eiserne Sklaven auf jeden Einwohner. In: Die Hilfe 23 v. 1.12.1925, S. 468 ff., hier S. 469.

40 Vgl. Theda Skocpol/G. John Ikenberry: The Road to Social Security. In: Theda Skocpol (Hrsg.): Social Policy in the United States: Future Possibilities in Historical Perspective. Princeton 1995, S. 136-166, hier S. 147.

und welchen Nutzen sollte das amerikanische Beispiel für die Bürgerliche Sozialreform in Deutschland haben?

(a) Natürlich faszinierte der bürgerliche Reichtum in den USA, der weder durch den Krieg noch durch eine Inflation aufgeessen worden war. Noch stärker aber beeindruckte der Primat der Wohlfahrtsgesellschaft vor dem Wohlfahrtsstaat, letzterer war in den USA sowohl auf der Ebene der Städte wie der des Zentralstaates bis zum New Deal der Jahre nach 1933 nur rudimentär entwickelt worden. Die in diesem Sinne ungestörte Wirksamkeit einer privat organisierten und finanzierten Wohlfahrt erschien bürgerlichen Beobachtern aus Deutschland als Zustand der Freiheit – jedenfalls im Abgleich mit der stark bürokratisierten Amtswirklichkeit der deutschen Wohlfahrtspolitik. Zudem enthielt die Wohlfahrtsgesellschaft in der Phase der ungebrochenen Prosperität der USA ein Versprechen auf Dynamik in Permanenz. Die Synchronisierung einer prosperierenden Wirtschaft und einer im gleichen Ausmaß leistungsfähigen Wohlfahrtsgesellschaft ließ sich als unerreichbares Vorbild darstellen. Noch im Augenblick der Krise schrieb Marie Baum, die im Herbst 1931 auf einer Vortragsreise in den USA gewesen war, davon, „daß sich ein sehr ausgesprochenes Gefühl für persönliche Verantwortung und persönliche Rücksicht auf den Nächsten herausgebildet“ habe.

„Das kann, ganz abgesehen von tausend Beobachtungen des Tages, aus der Entwicklung der freien Wohlfahrtspflege als einer wirklich imponierenden Frucht dieser Einstellung entnommen werden. Neben einer meist in völlig veralteten Formen weitergeführten amtlichen Armenpflege hat sie sich [...] in höchst methodischer Durcharbeitung und getragen von innerster sozialer Verantwortung ihren gesellschaftlichen Raum errungen.“<sup>41</sup>

(b) Tatsächlich gehörte es zum guten Ton in der deutschen Bürgerlichen Sozialreform, Klage darüber zu führen, dass in der verrechtlichten und bürokratisierten Wohlfahrtspraxis das Momentum der „Fürsorge als persönliche Hilfe“<sup>42</sup> abhanden gekommen war. In den USA glaubte man eine solche unmittelbare, von keinen anderen Akteuren beeinflusste Hilfeleistung noch beobachten zu können – ohne dass damit eine Rückkehr zu überkommener *charity* („*Lady Bountiful*“) verbunden war. Hans Scherpner hatte, auch auf der Basis eines Studienaufenthaltes in den USA, in der dort favorisierten Behandlungslehre des *case work* den geradezu archimedischen Punkt gefunden, von dem aus das bürgerliche Ideal einer unmittelbaren, nicht bürokratisierten

41 Marie Baum: Die Arbeitslosigkeit und ihre Bekämpfung in den Vereinigten Staaten von Amerika. In: Die Hilfe 51 v. 19.12.1931, S. 1222-1229, hier S. 1223 f.

42 Wilhelm Polligkeit et al. (Hrsg.): Fürsorge als persönliche Hilfe. Festgabe für Prof. Dr. Christian Jasper Klumker zum 60. Geburtstag am 22.12.1928. Berlin 1929.

Hilfebeziehung zugleich mit dem Anspruch hoher Professionalität und wissenschaftlicher Expertise verbunden werden konnte.<sup>43</sup>

(c) Die amerikanische Wohlfahrtsgesellschaft bot einen erheblichen Freiraum für Frauen in der sozialen Arbeit – was vor allem den Frauen in der deutschen Bürgerlichen Sozialreform ihren eigenen, stark eingeschränkten Spielraum bewusst werden ließ. Nicht nur die privat finanzierten *Settlements* (Fürsorge- und Bildungseinrichtungen in den Einwanderervierteln der großen Städte), sondern auch die privat finanzierten Universitäten boten Möglichkeiten für akademisch gebildete Frauen, die in Deutschland weit und breit nicht zu sehen waren – Salomon hatte in ihrem Reisebuch ausführlich davon gehandelt.<sup>44</sup> Von den weiblichen Sozialreformern in Deutschland wurde die persönliche Fürsorge und die unmittelbare Hilfeleistung, der „Schützensgrabendienst in den Wohnungen“, auch deshalb verteidigt, weil es eine Domäne – die einzige Domäne – der Frauen in der sozialen Arbeit war: „Es sind die Frauen gewesen“, schrieb Gertrud Bäumer 1931, „die den Beruf geschaffen haben [...] die Männer befinden sich hinter der Wagenburg und die Frauen draußen auf freiem Felde. [...] Die ganze moderne Ideologie der Wohlfahrtspflege kann schließlich nur realisiert werden durch diese Art des sozialen Dienstes.“<sup>45</sup> Die prononcierte Verteidigung des persönlichen Hilfeideals, in dem sich immer auch eine Vergegenwärtigung der eigenen Bürgerlichkeit fand – durch den Kontrast mit dem unselbständigen Klienten –,<sup>46</sup> legte dann auch schon fast zwingend die Nutzung des Charisma-Begriffs nahe. Bäumer stellte den „von seinem Charisma getriebenen Pionier“ dem „Funktionär einer öffentlichen Behörde“ gegenüber.<sup>47</sup> Die Veralltäglichsung des Charismas der persönlichen Hilfebeziehung in eine bloße Funktion stellte vor diesem Hintergrund ein Problem dar. So wusste Frieda Wunderlich:

„Nirgends tritt diese Gefahr so bedrückend in unser Bewußtsein wie dort, wo die Verantw. charismatischer Aufgaben, ihre Anpassung an Verwaltungsmaßstäbe und -regeln, das Charisma in seiner außeralltäglichen Sendung, seiner Berufung und Irrationalität zu beseitigen droht. Diese Gefahr trifft heute in besonders hohem Maß die Wohlfahrtspflege.“<sup>48</sup>

43 Hans Scherpner: Formen persönlicher Fürsorge in den Vereinigten Staaten (Social case work). Frankfurt a. M. 1928.

44 Alice Salomon: Kultur im Werden. Amerikanische Reiseeindrücke. Berlin 1924, S. 100-111.

45 Gertrud Bäumer: Unrecht an den Fürsorgerinnen. In: Die Hilfe 46 v. 14.11.1931, S. 1106 ff., hier S. 1107 f.

46 Vgl. Marcus Gräser: Wohlfahrtsgesellschaft und Wohlfahrtsstaat. Bürgerliche Sozialreform und Welfare State Building in den USA und in Deutschland 1880-1940. Göttingen 2009, S. 61-103.

47 Gertrud Bäumer: Die sozialpädagogische Erzieherschaft und ihre Ausbildung. In: Herman Nohl/ Ludwig Pallat (Hrsg.): Sozialpädagogik. Langensalza 1929, S. 209-226, hier S. 226.

48 Frieda Wunderlich: Bürokratie und Gemeinschaftsordnung. In: Soziale Praxis 40 (1931), Sp. 654-658, hier Sp. 657.

Im Begriff ‚Charisma‘ war eine Chiffre gefunden, mit der sich eine Fehlstelle beschreiben ließ, die für die Krise der Bürgerlichen Sozialreform ursächlich schien. Zugleich bot sich damit eine Strategie an – die Re-Charismatisierung der sozialen Arbeit –, die neuen Bewegungsspielraum für die Bürgerliche Sozialreform versprach. Verbunden damit war überhaupt ein Versuch, Bürgerlichkeit unter den krisenhaften Bedingungen der späten Weimarer Republik neu zu definieren und im eigenen Lebensführungsstil wie auch in der sozialen Arbeit Formen der Selbständigkeit – auch als Beispiel für die Klientel – zurückzugewinnen oder zu behaupten. Signifikant an diesen Äußerungen ist aber auch, dass das Charisma hier mit der Aufgabe daherkommt und nicht ein Kennzeichen der Person *an sich* darstellt: Wunderlich und Bäumer hätten sich wahrscheinlich schwer damit getan, Zeitgenossen im Feld der Bürgerlichen Sozialreform als Charismatiker zu identifizieren, und eher auf Figuren der Vergangenheit verwiesen. Aber in den USA fand man sie „Führerinnen“, wie Salomon gleich ein ganzes Kapitel ihres Amerika-Buches überschrieb.<sup>49</sup> Die amerikanischen Akteure erschienen als Charismatiker in ihrem Feld, weil sie relativ frei und ohne Einbindung in Bürokratien die persönliche Hilfebeziehung in den Mittelpunkt ihrer Arbeit rücken konnten. Sie stellten die wahrhaften ‚Pioniere‘ dar, die in der beamteten und politischen Einflüssen unterliegenden deutschen Fürsorgelandschaft verlorengewandene waren: Jane Addams, die Gründerin von Hull House in Chicago und unangefochtene ‚Führerin‘ der „Settlement-Bewegung“, war hierfür auch den deutschen Frauen ein bewundertes Vorbild: Marianne Weber, die Addams 1904 in Chicago begegnet war, widmete ihr zum 70. Geburtstag 1930 einen Artikel in der „Frankfurter Zeitung“, in dem sie ihr bescheinigte, dass ihrem Einfluss „schärfster persönlicher Einsatz“ vorausgehe, der freilich nur unter den besonderen Bedingungen Amerikas gedeihen könne: „mit der erquickenden jugendfrischen Tatkraft des kolonialen Menschen, der sich seine Welt noch selbst aufbauen muß und kann.“<sup>50</sup> Mit dieser Konstruktion – die ‚Rückständigkeit‘ als Voraussetzung des Charismas – war zugleich im Rahmen des liberalen Denkens der Sozialreform entschuldigt, warum in Deutschland vielleicht noch von Charisma, nicht aber mehr von Charismatikern gesprochen werden konnte: Der Vorsprung der öffentlichen Verwaltung der Fürsorge, auf den sich Bäumer als Ministerialrätin im Reichsinnenministerium eingelassen hatte, erschien als Nachteil, wenn es um die Bewahrung des Charismas ging.

49 Salomon: Kultur (wie Anm. 44), S. 111-121.

50 Marianne Weber: Jane Addams. Zu ihrem 70. Geburtstag. In: Frankfurter Zeitung v. 9. September 1930.

## V. Der „Amerika-Legende“ aufgefressen? Zur Bedeutung der Amerika-Rezeption im liberalen Milieu

Es liegt schon fast in der Logik einer Rezeptionsanalyse, die gewählte Ressource zu überschätzen: Eine Durchsicht der von Lothar Albertin und Konstanze Wegner edierten Protokolle der Führungsgremien der DDP/DStP lässt kaum erahnen, dass die Ressource „Amerika“ als politische Realität, als Fantasie oder auch nur als Chiffre im politischen Alltag der Partei eine signifikante Rolle einnahm; die USA spielten fast nur in den Debatten um die Reparationen eine Rolle, aber auch hier nur nachrangig gegenüber Frankreich und Großbritannien.<sup>51</sup> In den publizistischen Debatten und intellektuellen Analysen waren die USA durchgehend ein prominenter Fall; im politischen Tagesgeschäft galt das nicht unbedingt, hier war man fixiert auf die europäische Staatenwelt und unsicher über die tatsächliche außenpolitische Rolle der USA. Gleichwohl ist die Nutzung „Amerikas“ – auf der Basis eigener Erfahrungen oder auch nur als angelesene ‚Chiffre‘ – immer aussagekräftig, auch wenn sie nicht eine dominante Stellung im je betreffenden Diskurs einnimmt oder in der Rezeption eine ‚unsachgemäße‘ Verwendung eintritt. Aber kann es überhaupt eine ‚unsachgemäße‘ Rezeption geben? Woran sollte die Sachhaltigkeit des Amerika-Bildes und seine Nutzung gemessen werden?

Charlotte Lützens, die mit ihrer 1929 bei Mohr in Tübingen erschienenen Studie „Staat und Gesellschaft in Amerika“ eines der besten deutschen Amerika-Bücher vorgelegt hatte, warf 1932 nicht wenigen ihrer Kollegen aus der Riege der Amerika-Beobachter und Amerika-Fahrer vor, dass sie einer „Amerikalegende“ aufgefressen wären, oder schlimmer noch: eine solche Legende fabriziert hätten. Lützens sprach dabei von einer „liberalen Amerikalegende“, die als „Intellektuellen- und Unternehmerlegende“<sup>52</sup> zwei Bedürfnisse erfülle: Das kulturkritische Schreckbild der umfassenden „Standardisierung“ in den USA diene den deutschen Intellektuellen als Projektion ihrer eigenen Not in der Verteidigung der bedrohten oder schon verlorenen kulturellen Hegemonie; die Feier der amerikanischen Prosperität wiederum nutze den Unternehmern in der Propagierung einer Harmonie und einer Aufhebung der Klassengegensätze im Konsum – was durch die Große Depressi-

51 Linksliberalismus in der Weimarer Republik. Die Führungsgremien der Deutschen Demokratischen Partei und der Deutschen Staatspartei 1918-1933. Eingeleitet von Lothar Albertin. Bearbeitet von Konstanze Wegner in Verbindung mit Lothar Albertin. Düsseldorf 1980.

52 Charlotte Lützens: Die Amerikalegende. In: Sozialistische Monatshefte 38 (1932), S. 45-50, hier S. 45 u. 48. Biographische Literatur zu Lützens fehlt, vgl. die kurze Skizze von Peter Ulrich Hein: Nachwort. In: Ders. (Hrsg.): Charlotte Lützens: Die deutsche Jugendbewegung. Ein soziologischer Versuch (1925). Münster 1986, S. 191-197.

on der Jahre nach 1929 und die wachsenden Klassengegensätze freilich als Chimäre entlarvt sei.<sup>53</sup>

Hatte Lütkens Recht – und wen traf ihre Kritik? Tatsächlich gab es im Lager der Liberalen die große Amerika-Emphase im Sinne eines Gleichklangs aus Kapitalismus und Demokratie, der seinen innigen Ausdruck in den gewachsenen und, zumal im Abgleich mit Deutschland, großen Konsumchancen gefunden habe. Moritz Julius Bonn, einer der aufmerksamsten Amerika-Spezialisten im Feld der Liberalen, urteilte, dass nur „in den Vereinigten Staaten [...] die Voraussetzung des echten Kapitalismus, der freie Wettbewerb, annähernd vorhanden“ sei,<sup>54</sup> und bezeichnete folgerichtig Sears and Roebuck, das große Versandhaus in Chicago, das sich mit Warenkatalogen ein Millionenpublikum erschlossen hatte, als „demokratischste Institution der Welt“.<sup>55</sup> Bonn war dabei angenehm frei von kulturkritischer Attitüde, spöttisch hielt er den naserümpfenden Gegnern der amerikanischen Massenkultur vor, dass eine Nation „nicht dadurch zum Volk der Dichter und Denker [werde], weil sie nicht die Mittel hat, den Lebensbedürfnissen in technisch verbesserter Weise zu genügen.“<sup>56</sup> Auch im Naumann-Kreis und seinem Umfeld, zu dem Bonn nicht zu rechnen ist,<sup>57</sup> war das Amerika-Bild grosso modo positiv, nicht weil Demokratie und Kapitalismus so passgenau waren, sondern weil Wirtschaft und Gesellschaft Spielräume offenließen.

Insofern unterlief diese Rezeption die von Lütkens gezeichnete „Intellektuellen- und Unternehmerlegende“ auf zweifache Weise: Die kulturkritische Betonung einer Standardisierung der Lebensverhältnisse, die durch ‚Materialismus‘ und ‚Massenkultur‘ gekennzeichnet sei, fand nicht statt oder war doch zumindest gedämpft durch die Orientierung auf die Spielräume für die Charismatiker – die jede deterministisch gedachte ‚Standardisierung‘ umgehen konnten. Die Charismatiker waren der Beweis gegen die These, dass die ‚Massenkultur‘ automatisch die Führungsrolle der großen (bürgerlichen) In-

53 Vgl. Klautke: Möglichkeiten (wie Anm. 4), S. 316.

54 Bonn: Kultur (wie Anm. 11), S. 123.

55 Vgl. Moritz Julius Bonn: Amerika und sein Problem. München 1925, S. 88. Vgl. auch ders.: Kultur (wie Anm. 11), S. 152.

56 Ebd., S. 289.

57 Auf Bonn und sein in mehreren Buchveröffentlichungen und zahlreichen Aufsätzen dargestelltes Amerika-Bild soll hier nicht ausführlich eingegangen werden: Bonn gehörte der DDP an, zählte aber nicht zum Naumann-Kreis und kann auch nicht als ‚sozialliberal‘ charakterisiert werden, weil er die „Deckungsgleichheit von Liberalismus und Kapitalismus“ nicht in Frage stellte, was Sozialliberale üblicherweise tun. Vgl. Jens Hacke: Liberale Alternativen für die Krise der Demokratie. Der Nationalökonom Moritz Julius Bonn als politischer Denker im Zeitalter der Weltkriege. In: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung 26 (2014), S. 295-318, hier S. 298. Zu Bonns Amerika-Rezeption vgl. Jens Hacke: Moritz Julius Bonn – Liberale Krisendiagnostik in der Weimarer Republik. In: Moritz Julius Bonn: Zur Krise der Demokratie. Politische Schriften in der Weimarer Republik 1919-1932. Hrsg. v. Jens Hacke. Berlin 2015, S. 1-38, hier S. 32-37.



dividuen zunichtemache. Die Begeisterung für den „echten Kapitalismus“ aber war ebenfalls maßvoll, vor allem deshalb, weil man im Naumann-Kreis eben nicht auf der Seite Bonns und eines strikt individualistischen Liberalismus stand. Bäumer hatte, rückblickend aus dem Jahr 1933, genau darin die Spaltungslinie innerhalb der DDP vermutet: „In der Partei Naumanns traten die beiden im letzten Kern einander wesensfremden Elemente des individualistischen Liberalismus und seines eigenen geistigen Erbes immer schroffer hervor.“ Sie sah einen

„unüberwindlichen inneren Gegensatz ... zwischen dem rationalen Liberalismus, wie er weltbürgerlich, tolerant und moralinfern in der Großstadtpraxis lebte, und den Demokraten aus nationalsozialem Ethos, die in Gesinnungsfragen konservativ, mit traditionsgebundener Gesittung verwachsen und von religiöser Verantwortung bestimmt sind“.<sup>58</sup>

Bäumers Einschätzung deckte sich mit der Beobachtung Sigmund Neumanns, der 1932 in seiner grundlegenden Schrift zum deutschen Parteiwesen über die DStP urteilte, dass in ihr, ähnlich wie auch in der Vorläuferpartei DDP, die „finanzkapitalistische Note“ eher zurücktrete:

„Auch heute noch ist ein gut Teil Naumann-Geist in ihr lebendig, auch heute noch findet sie wie in ihrer Blütezeit im Baden-Württembergischen ihr stärkstes Kräftezentrum. [...] Der Liberalismus dieser kleinbürgerlich-bäuerlichen Landstriche war immer bodenständiger als der hochkapitalistischer Großstädte. Es bleibt an ihm – bei allem Wandel der sozialen Struktur – immer noch ein Stück Optimismus, Geruhsamkeit und Idyll.“<sup>59</sup>

Mehr als ein moderates Echo auf den amerikanischen Kapitalismus und eine skeptische Äquidistanz zu Emphase und Verdammung war aus diesem liberalen Milieu nicht zu erwarten. Und selbst dort, wo man im Umfeld des Naumann-Milieus und seiner Erben etwas ‚urbaner‘ dachte – etwa bei Stolper –, war nicht zu überhören, dass die liberale Gewöhnung an den Korporatismus, an die Bedeutung der Verbände, an den ‚Staat‘, an die Ministerialbürokratie ausgeprägt war. Stolper, der 1928 im „Deutschen Volkswirt“ eine „Stärkung aller Kräfte der Konkurrenz gegen die vordringenden und überwuchernden Monopoltendenzen“ gefordert hatte, rief sich dann gleich selbst zur Ordnung:

„Man würde diese Politik kompromittieren, wenn man sie irgendwie mit dem Ideal einer atomisierten staatsfreien Wirtschaft verquickte. Es gibt auch in der

58 Gertrud Bäumer: Lebensweg durch eine Zeitenwende. Tübingen 1933, S. 416.

59 Sigmund Neumann: Die deutschen Parteien. Wesen und Wandel nach dem Kriege. Berlin 1932, S. 51. Der „Optimismus“ dürfte der Partei 1932 aber selbst in der alten Hochburg Baden schon abhanden gekommen sein.

Wirtschaft keine Auferstehung der Toten. Jede moderne, vernünftige Wirtschaftspolitik [...] muß mit der bewußten, positiven Anerkennung der staatlichen Aufgabe im Bereich der Wirtschaft beginnen.“<sup>60</sup>

Das war Naumanns „Neudeutsche Wirtschaftspolitik“<sup>61</sup> *in a nutshell*. Alle sozialliberale Reformpolitik zielte tatsächlich auf eine „Erhöhung staatlicher Effizienz“, von einer (Selbst-)Mobilisierung der Gesellschaft ist kaum je die Rede, und die Stärkung des Staates schien eher eine Demobilisierung der Gesellschaft – wenn auch nicht des privaten Kapitals! – zur Voraussetzung zu haben.<sup>62</sup>

Für amerikanische Liberale wäre eine solche Relation zwischen Staat und Gesellschaft undenkbar gewesen, hier galt eher die Immobilität des Staates als Korrelat oder Voraussetzung für eine starke Gesellschaft. In diesem Gegensatz zwischen beiden Ländern, der nicht immer wahrgenommen wurde, lagen die Grenzen der liberalen Amerika-Rezeption in Deutschland – ein ‚Lernen‘ von den USA oder auch nur der Transfer bestimmter Elemente politischen Handelns war dadurch eingeschränkt. Vor allem für die „Gretchen-Frage des deutschen Liberalismus“, die „Stellung zur Sozialdemokratie“,<sup>63</sup> ließ sich am amerikanischen Beispiel einer ganz anders gelagerten Parteilagen-situation nichts lernen.

Gleichwohl ist die Amerika-Rezeption, so moderat sie auch ausgefallen sein mag, ein Lackmустest: Wer seine Politik aus einem „ursprungsmythischen Bewußtsein“ – der „Wurzel alles konservativen und romantischen Denkens in der Politik“<sup>64</sup> – heraus gestaltete, wollte von „Amerika“ in aller Regel nichts wissen. Denn „Amerika“ ließ sich nicht in eine Erzählung vom ‚Ursprung‘ einbauen; ‚Boden‘, ‚Blut‘ und ‚Stamm‘ sind Begriffe, die an der amerikanischen Wirklichkeit zerschellen mussten: Die Entstehung der amerikanischen Nation aus der Revolution heraus, die rationale Verfassungskonstruktion, die Einwanderungsgesellschaft als Zustimmungsgemeinschaft waren darauf angelegt, jeden Ursprungsmythos zu brechen. Konservative und Faschisten aller Schattierungen wussten, warum sie die USA ablehnen mussten. Für Liberale und Demokraten aller Schattierungen aber bot die Auseinandersetzung mit den USA genug Material, um eben nicht „Gefühlswerte über Vernunftwerte“ zu stellen, wie Friedrich Meinecke es „unsere(n) deutschen bürgerlichen Schichten“ vorgeworfen hatte.<sup>65</sup> Ob und wie dieses Ma-

60 Gustav Stolper: *Wirtschaft* (wie Anm. 31), S. 1297.

61 Friedrich Naumann: *Neudeutsche Wirtschaftspolitik* (1906). In: Ders.: *Werke*. Bd. 3: *Schriften zur Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik*. Köln 1964, S. 71-534 u. 545-563.

62 Heß: *Wandlungen* (wie Anm. 17), S. 52.

63 Neumann: *Parteien* (wie Anm. 59), S. 50.

64 Paul Tillich: *Die sozialistische Entscheidung* (1933). In: Ders.: *Hauptwerke*. Bd. 3: *Sozialphilosophische und ethische Schriften*. Berlin 1998, S. 273-419, hier S. 291.

65 Zit. nach Wehler: *Gesellschaftsgeschichte* Bd. 4 (wie Anm. 14), S. 298.

terial genutzt wurde, hing freilich nicht von Amerika ab, sondern von Bedingungen und Dispositionen im eigenen Land.

## VI. Fazit: Charisma, „Führung“ und Demokratie

Die Einschätzung amerikanischer Wirtschaftsführer und Sozialreformer war im liberalen deutschen Milieu auch deshalb ähnlich gestrickt, weil beide Sozialfiguren im liberalen Denken nicht gänzlich antagonistisch verstanden werden konnten. In den USA war das ganz ähnlich: Jane Addams gab Herbert Hoover auch bei der Präsidentschaftswahl 1932 ihre Stimme,<sup>66</sup> weil sie in ihm einen Garanten des Primats der Gesellschaft vor dem Staat sah. Auch Stolper, der bis 1925 in Wien gelebt hatte, kultivierte ein positives Bild Hoovers. Seine Euphorie über das „Hoover-Moratorium“, mit dem der amerikanische Präsident 1931 einen „einjährigen Aufschub aller Zahlungen auf Schulden der Regierungen, Reparationen und Wiederaufbauschulden, bezüglich des Kapitals wie der Zinsen“<sup>67</sup> vorschlug, ruhte aber nicht allein auf einer wirtschafts- und finanzpolitisch motivierten Anerkennung dieses Stücks der Hoover-Politik, sondern verstand sich auch vor dem Hintergrund der von Hoover geleiteten Ernährungshilfe für die vom Krieg verwüsteten europäischen Länder.

Hoover war 1919 zum „Food Czar“ für Europa avanciert, er hatte an der Spitze der American Relief Administration gestanden und war außerdem „director-general of Relief for the Allied and Associated Powers“ sowie der Vorsitzende des Inter-Allied Food Council gewesen.<sup>68</sup> Von den derart organisierten Schulspeisungen lebten auch die Wiener Schulkinder und unter ihnen auch „Stolpers sechsjähriges Bübchen“: „ergreifend anzusehen in seiner durchsichtigen Blässe, er labt sich an Milchreis mit Schokolade bestreut.“<sup>69</sup> Aber es war nicht nur Dankbarkeit, die Stolper für Hoover einnahm, sondern die spezifische Modernität, die im Typ Hoover zum Ausdruck kam: ein auf die Spitze getriebener Liberalismus in Verbindung mit einer administrativen Rationalität, die keinen Unterschied mehr zwischen öffentlicher Verwaltung und unternehmerischer Praxis zu machen schien. Und sein Engagement im

66 Vgl. Allen F. Davis: *American Heroine: The Life and Legend of Jane Addams*. New York 1973, S. 279.

67 Toni Stolper: *Ein Leben in Brennpunkten unserer Zeit*. Wien, Berlin, New York. Gustav Stolper 1888-1947. Tübingen 1960, S. 279.

68 William E. Leuchtenburg: *Herbert Hoover*. New York 2009, S. 41. Vgl. auch Murray N. Rothbard: *Hoover's 1919 Food Diplomacy in Retrospect*. In: Lawrence E. Gelfand (Hrsg.): *Herbert Hoover: The Great War and Its Aftermath, 1914-1923*. Iowa City 1979, S. 87-110 sowie Herbert Hoover: *Memoiren*. Bd. 1: *Jahre der Abenteuer 1874-1920*. Mainz 1951, S. 253-385.

69 Stolper: *Leben* (wie Anm. 67), S. 126.

Kampf gegen den Hunger in Europa bewahrte den aus einer Quäker-Familie stammenden Hoover vor dem Vorwurf der Kältherzigkeit.

Ein deutscher Hoover war aber nicht in Sicht. Die Restriktionsanalyse, die sich aus dem Amerika-Bild herauslesen lässt, ist in allen Fällen ähnlich gelagert: In Deutschland war der Spielraum für Charisma und Führung in Wirtschaft und Sozialreform gering geworden, und dies nicht, weil die wirtschaftliche Misere dem entgegenstand, sondern weil die politische und bürokratische Überformung der freien Gestaltungskraft des Individuums dem entgegenzuarbeiten schien. In den Analysen der Sozialreformer nagten nicht die mangelnden finanziellen Ressourcen am Charisma, sondern die Reichweiten der Bürokratie. Und Stolper glaubte zu wissen, dass das deutsche Wirtschaftssystem „nicht mehr als Kapitalismus bezeichnet werden kann“. Es sei ein System „eigener Art, in dem sich kapitalistische und staatssozialistische Elemente in einer von keinem anderen Land gekannten und begriffenen Weise unscheidbar durchdringen“. Was fehlte, war in den Augen Stolpers „die freie Konkurrenz“.<sup>70</sup>

Ob freie Konkurrenz oder der Primat der unmittelbaren Hilfeleistung in der Fürsorge – das soziale Ideal, das in der Amerika-Rezeption des liberalen Milieus aufschien, war der Vorrang der (mittelständischen) Gesellschaft vor dem Staat, der es erlaubte, dass Fachleute (wie Hoover und Addams) ‚herrschten‘ ohne bürokratischer Misere anheimzufallen. Was als Ausweg aus der Krise der Sozialreform, als „Entfesselung der geistig führenden Wirtschaftskräfte“<sup>71</sup> und als Revitalisierung von Bürgerlichkeit gedacht war, zielte auf einen Rückgewinn an bürgerlicher Exklusivität, nicht aber auf eine genuin demokratische Fürsorge – von einer demokratisierten Wirtschaft ganz zu schweigen.<sup>72</sup> Darin kam eine paradoxe Rezeption der amerikanischen Verhältnisse zum Ausdruck: Dort entdeckte man die charismatischen Vorbilder – oder einfacher formuliert: Man erbaute sich am großen Spielraum für die handelnde Persönlichkeit ohne Behörde und ‚Betrieb‘, ließ aber außer Acht, dass dieser Spielraum in den USA primär demokratisch gefasst ist und der Charismatiker (jedenfalls im Rahmen der weißen Bevölkerung) auch ein hohes Maß an Egalität im Umgang aufwies, also keineswegs nach bürgerlicher Exklusivität strebte. Dahinter verbarg sich freilich kein ‚Missverständnis‘ in der Rezeption, sondern eine Instrumentalisierung eines Sachverhalts, der unter den von den liberalen Autoren propagierten Umständen eine den amerikanischen Verhältnissen diametral entgegengesetzte Bedeutung ent-

70 Gustav Stolper: Der gefesselte Kapitalismus. In: Der Deutsche Volkswirt 2 (1927/28), S. 1115 ff., hier S. 1115.

71 Hermann Schäfer: Persönlichkeitsgedanke und Wirtschaftsführung. In: Die Hilfe 18 v. 15.9.1925, S. 389-392, hier S. 390.

72 Vgl. in diesem Zusammenhang die Idealisierung des Familienunternehmens bei Stolper: Wirtschaftsdemokratie (wie Anm. 33), S. 1696.

hielt: demokratie-averse Exklusivität vs. demokratische Egalität. Die politischen Implikationen, die mit diesem Diskurs und der Empfindung transatlantischer Differenz verbunden waren, berührten unmittelbar die Frage nach dem Spannungsverhältnis zwischen bürgerlicher Selbstbehauptung und Demokratie und damit nach dem Verhältnis von Liberalismus und Demokratie am Ende der Weimarer Republik: Während in den USA das Verhältnis von Charisma und Demokratie ‚geregelt‘ war, insofern die Demokratie den nicht hinterfragten Resonanzraum für die Entfaltung des Charismas darstellte, standen das im liberalen Milieu beschworene Charisma und die ersehnte ‚Führung‘ – Alfred Weber sprach 1931 auch von der „Wort- und Tatmagie der starken Persönlichkeit“<sup>73</sup> – in einem Gegensatz zur bürokratisch und parteipolitisch geformten Massendemokratie.

In der Hoffnung auf Charisma und ‚Führung‘ schwang eine Sehnsucht nach der Stilllegung des sozialen Konflikts und eine Verachtung von ‚Interessen‘ mit: Bäumer stellte in ihrem 1930 veröffentlichten Buch „Sinn und Formen geistiger Führung“ „Führung“ und „Betrieb“ einander gegenüber und ortete „politische Entscheidungen“ im „Betrieb, in dem Interessen nicht ‚geführt‘, sondern lediglich ‚vertreten‘ und so Entscheidungen weniger durch Synthese, als einfach durch mechanische Ausbalanzierung des Schwergewichts dieser Interessen getroffen werden.“ Aus solcher Sicht musste Bäumer dann zwingend dem „Ruf nach dem Führer in der politischen Sphäre“ zugestehen: „so hat er Recht“.<sup>74</sup> Ähnlich deutete Theodor Heuss das Verhältnis von Autorität und Freiheit, als er 1932 in einer Kritik am Gebrauch des Begriffs „autoritär“ in der Rhetorik Franz von Papens die „wahre Autorität“ auf einer freiwilligen „Gehorsamsbereitschaft“ gegründet sehen wollte.<sup>75</sup> Das Problem bestand dabei gar nicht darin, dass Bäumer oder gar Heuss dem Nationalsozialismus hier zu nahe gekommen wären – eine politische Diktatur hatten sie gewiss nicht im Sinn.<sup>76</sup> Das Problem bestand eher in der Aufrechterhaltung von zwei Konstellationen, die die Bereitschaft

73 Alfred Weber: *Das Ende der Demokratie?* Berlin 1931, S. 12.

74 Gertrud Bäumer: *Sinn und Formen geistiger Führung*. Berlin 1930, S. 85 u. 88. Ähnlich in der Tendenz ist Weber: *Demokratie* (wie Anm. 73), S. 11: „Unser Instinkt will Gliederung und Führung.“ Freilich gibt es auch für ihn einen Vorbehalt: „Es kommt darauf an, daß sich dabei nichts Autoritaristisches hineinschleicht und zu politisch entmannter Gefolgschaft führt.“ (Ebd.).

75 Theodor Heuss, hier zit. nach Heß: *Wandlungen* (wie Anm. 17), S. 54. Der spätere Biograph Heuss war in seiner Sicht auf das Individuum freilich mehr an der Repräsentation von „Sittlichkeitsidealen“ interessiert als am „Charisma“ seiner Helden, vgl. Ernst Wolfgang Becker: *Biographie als Lebensform. Theodor Heuss als Biograph im Nationalsozialismus*. In: Wolfgang Hardtwig/Erhard Schütz (Hrsg.): *Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jahrhundert*. Stuttgart 2005, S. 57-89, hier S. 84.

76 Vgl. Bäumer: *Sinn und Formen* (wie Anm. 74), S. 87 f. Gleichwohl lässt sich konstatieren, dass Bäumer den Nationalsozialismus unterschätzt hat, vgl. Heß: *Wandlungen* (wie Anm. 17), S. 70.

zur Demokratie im liberalen Milieu des „Deutschen Volkswirts“ und der „Hilfe“ beeinträchtigten:

(a) In der Beschwörung von Charisma und ‚Führung‘ verbarg sich eine Rückwärtsorientierung, die die Möglichkeiten einer Re-Charismatisierung oder einer Wiederherstellung der persönlichen Qualität in Wirtschaft und Fürsorge im eigenen Land immer nur am Maßstab der Vergangenheit deuten konnte: Dass der Liberalismus am Ende der Weimarer Republik „ohne starken integrativen Kern“<sup>77</sup> dastand, war nicht nur, aber eben doch auch dem Umstand geschuldet, dass die DDP nach dem Tod von Naumann 1919 in den Worten Friedrich von Payers nur mehr über „gute Durchschnittsware“<sup>78</sup> im Personal verfügte. Eine rechte Lust auf die eigene Gegenwart stellt sich nicht ein, wenn das Charisma primär den toten Helden zugeschrieben wird: Der Naumann-Kult auf den Seiten der „Hilfe“<sup>79</sup> ist dafür ein signifikantes Beispiel ebenso wie Bäumers Aufschrei am Ende eines Artikels über Max Weber 1926: „Warum war er nicht unser Führer?“<sup>80</sup>

(b) Die wohlfeile Verurteilung der Bürokratie als charismafeindlich übersah (oder wollte sich den Widerspruch nicht eingestehen), dass der Liberalismus im Bündnis mit der Bürokratie seine Hochzeit erlebt hatte: *Staatspartei* war der Liberalismus der Generation Naumann ohnehin, nicht nur durch die Bereitschaft, dem Staat eine Rolle in Wirtschaft und Gesellschaft einzuräumen, sondern auch durch den Umstand, dass die meisten Sozialreformer (und nicht wenige NationalökonomInnen) im Dienst öffentlicher Bürokratien standen: Ihre Fachgeschultheit gehörte zum liberalen Habitus mit dazu – und diese gab es nur in der Bürokratie. Die Reduzierung der Spielräume für den Liberalismus Naumannscher Prägung war darum auch immer das Ergebnis eines Zauberlehrlingseffekts, ein Resultat der wohlfahrts- und interventionsstaatlichen Modernisierungsleistungen, an denen nicht wenige Liberale vor dem Ersten Weltkrieg Anteil hatten.<sup>81</sup>

Das liberale Milieu der Weimarer Republik zehrte von der Substanz der Naumannschen Erneuerung des Liberalismus in den anderthalb Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg – und hatte zugleich Angst, von den Kompromis-

77 Langewiesche: Liberalismus (wie Anm. 17), S. 260.

78 Zit. nach ebd., S. 242.

79 Paradigmatisch dafür ist etwa eine Sammlung an Ausschnitten aus Texten von Naumann, die von der Redaktion mit der Überschrift „Friedrich Naumann als Führer in die Zukunft“ versehen wurde: *Die Hilfe* 35 v. 29.8.1931, S. 829-840, hier S. 829.

80 Gertrud Bäumer: *Persönlichkeit und Lebenswerk von Max Weber* (Schluß). In: *Die Hilfe* 11 v. 1.6.1926, S. 218 f., hier S. 219.

81 Vgl. international vergleichend James T. Kloppenberg: *Uncertain Victory: Social Democracy and Progressivism in European and American Thought, 1870-1920*. New York 1986, sowie Jörn Leonhard: *Progressive Politics and the Dilemma of Reform: German and American Liberalism in Comparison, 1880-1920*. In: Maurizio Vaudagna (Hrsg.): *The Place of Europe in American History: Twentieth-Century Perspectives*. Torino 2007, S. 115-132, hier S. 126 ff.

sen zwischen Kapital und Arbeit, zwischen ‚Staat‘ und ‚Gesellschaft‘, zwischen Bürokratie und Charisma aufgerieben zu werden. Das Engagement für den Wohlfahrtsstaat ließ nach – und damit blieb eine Ressource für die Stärkung der Demokratie durch die Liberalen ungenutzt.<sup>82</sup> Für die Generation Naumann waren die letzten Jahre der Weimarer Republik ein Endspiel, das verloren ging.<sup>83</sup> Der Blick in die USA nach 1933 sollte ihnen im Übrigen dann zeigen, dass nicht die USA, sondern Deutschland avanciert gewesen ist: Hoover und Addams gehörten zu den ‚Verlierern‘ der Krise und des folgenden *New Deal*, die Mediatisierungserfahrungen, die der deutsche Liberalismus mit dem Staat seit den 1880er Jahren gemacht hatte, standen den amerikanischen Liberalen und *Progressives* erst noch bevor.

82 Zum Nexus von Demokratie und Wohlfahrtsstaat in der Zwischenkriegszeit vgl. die anregende Studie von Tim B. Müller: *Nach dem Ersten Weltkrieg. Lebensversuche moderner Demokratien*. Hamburg 2014, passim.

83 Vgl. Bäumer: *Lebensweg* (wie Anm. 58), S. 393-417.

